

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 201.

Donnerstag, den 27. August 1908.

23. Jahrgang.

Der Gardestern.

Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wenn mich so meine Soldaten sehen könnten,“ dachte er, „ob ich ihnen dann auch wohl so imponieren würde? Mit meinem Regiment will ich schon fertig werden, da kommandiere ich einfach: „Stillgestanden!“ und wer dann noch den Mund aufmacht, der fliegt erbarmungslos in den Kasten, und wer von den Herren Offizieren dann noch spricht, bekommt seinen Stubenarrest, da hilft ihnen kein Gott. Mit meinem Regiment will ich schon fertig werden, aber mit meiner Frau? Das geht über meine Kraft.“

„Frau,“ bat er noch einmal, „so nimm doch Vernunft an, du mußt doch einsehen, daß ich recht habe.“

Aber je mehr er auf sie einsprach, desto mehr ereiferte sie sich, und je mehr sie sich ereiferte, desto mehr knietete der Oberst in sich zusammen. „Das dauert noch lange,“ stöhnte er im stillen, „ich kenne meine Frau. Wenn kein Gott sich meiner erbarmt, überlebe ich das überhaupt nicht. Ich kann meine Frau doch nicht bitten, mein Zimmer zu verlassen, das geht doch nicht, und außerdem wäre es doch auch noch sehr die Frage, ob sie ginge, und ich kann doch auch nicht gehen, aussprechen lassen muß ich sie doch wenigstens.“

Da kam ihm Hilfe von einer Seite, auf die er absolut nicht gerechnet hatte. Plötzlich ertönte auf der Straße, gerade unter seinem Fenster ein Signal. Einen Augenblick horchte er, und doch, er täuschte sich nicht: Alarm — Alarm!

Er sprang auf und riß das Fenster auf: „Was ist los? Was gibt's?“ rief er dem Spielman zu. „Brennt die Kaserne?“

Das einfachste wäre ja nun gewesen, wenn der Hornist beim Anblick des Vorgelegten sofort das Instrument abgesetzt und Rede und Antwort gestanden hätte, aber erst blies der Mann ruhig sein Signal zu Ende, dann sagte er: „Seine Erzellenz, der Herr Divisionskommandeur ist angekommen und hat zu alarmieren befohlen.“

Der Oberst taumelte beinahe hintenüber — also doch! Er hatte es ja gewußt, daß Erzellenz einmal gänzlich unerwartet und unangemeldet die Garnison besuchen würde, nun war er da, sogar schon auf dem Kasernenhof, und er, der Herr Oberst war noch nicht da. Aber er mußte hin, so schnell wie möglich, er durfte nicht zögern, sich nicht aufhalten. Und mit einemmal freute er sich, daß Erzellenz da war, nun konnte er fortgehen, nicht nur das Zimmer, sondern auch das Haus verlassen, ohne daß seine Frau ihm hinterher den Vorwurf machen konnte, er habe mit seinem schlechten Gewissen ihren Anschuldigungen gegenüber nicht stand halten können, sondern sei einfach davongelaufen.

Für einen Augenblick hatte seine Frau zu sprechen aufgehört, als er aber nun das Fenster schloß, fing sie von neuem an, ihm heftige Vorwürfe zu machen. Er hörte nicht mehr auf das, was sie sagte: „Ich muß fort, der Dienst ruft, entschuldige mich.“

Und draußen war er, froh, der häuslichen Szene entrinnen zu können, der Bursche eilte hinter ihm her, um seinem Herrn zu helfen, denn der Oberst mußte bei dem Alarm feldmarschmäßig erscheinen. Wenig später eilte der Oberst der Kaserne entgegen.

Sein Weg führte ihn an dem Postamt vorbei, und als er die Telegraphendrähte sah, fiel ihm plötzlich Leutnant von Weiden ein. Der war immer noch auf Urlaub, er mußte ihm sofort telegraphieren, daß er zurückkäme, denn Erzellenz war ja da. Allerdings war es ja fraglich, wie lange der hohe Herr bleiben würde, und vor morgen mittag konnte Weiden schwerlich zurück sein, aber trotzdem, es war ja vereinbart, daß Weiden zurückkehren solle, sobald Erzellenz einträte, und er war froh, einen Vorwand zu haben, seinen Leutnant zurück zu beordern. So eilte er denn in das Telegraphenamt; die kurze Verzögerung, die dadurch in seinem Kommen entstand, würde er schon zu verantworten wissen.

Als er den Kasernenhof erreichte, herrschte dort ein buntes Durcheinander und eine große Aufregung. Nur einer war ruhig, das war Seine Erzellenz, der Herr Divisionskommandeur. Unbeweglich hielt er hoch zu Ross auf dem Kasernenhof, nur seine Augen schienen zu leben, die aber sahen auch alles, was sich vor ihnen abspielte. Hinter Seiner Erzellenz hielten die Adjutanten und Generalstabsoffiziere, und mit der Uhr in der Hand betrachteten sie das Antreten des Regiments, — je schneller das ging, desto besser war es.“

„Ich melde mich ganz gehorsamst zur Stelle, Eure Erzellenz.“

Der hohe Herr dankte, dann sagte er: „Ich bitte Sie, sich davon zu überzeugen, Herr Oberst, ob das Regiment jetzt vollzählig da ist, ich möchte zu einer Nachtsfeldübung abrücken.“

Der Oberst warf seinem Adjutanten einen schmeilen Blick zu: als er selbst heute morgen von einer Nachtsfeldübung gesprochen hatte, war das nicht gegangen, nun ging es auf einmal doch.“

„Bis auf Hauptmann von Böhme ist alles zur Stelle“, meldete der Adjutant dem Herrn Oberst, und dieser meldete es Seiner Erzellenz.

„Wo ist denn der Herr?“ fragte Erzellenz und sah den Herrn Oberst fragend an.

Und der Herr Oberst sah den Adjutanten fragend an, und der Regimentsadjutant sah den Major des ersten Bataillons fragend an, und dieser sah seinen Adjutanten fragend an, und er sah die Offiziere der ersten Kompanie fragend an, und die sahen den Feldwebel fragend an, aber Antwort wußte keiner.

„Ich weiß es nicht, Eure Erzellenz,“ gab der Herr Oberst schließlich zur Antwort, als der Blick, der da sagte: „ich weiß es nicht“, auf dem Instanzenwege von dem Feldwebel wieder zum Herrn Oberst gelangt war.

„Nun, auf jeden Fall können wir nicht länger warten“, gab Erzellenz zur Antwort. „Wer ist der älteste Offizier der Kompanie?“

„Herr Leutnant von Stern“, lautete die Antwort.

„Schön, dann wird der Herr die Kompanie so lange führen, bis der Herr Hauptmann kommt; er soll sich beritten machen, ich möchte überhaupt gern einmal sehen, was der Herr Leutnant leistet. Bisher habe ich dazu ja noch we-

nur oder gar keine Gelegenheit gehabt. Einer der Herren hat wohl zwei Pferde, von denen er eins an Leutnant von Stern abgeben kann."

Können konnte das schon mancher, aber tun tat das keiner. Der Kommandeur hoffte, daß einer der Stabsoffiziere das Pferd abtreten würde, die erwarteten dasselbe von den Hauptleuten, und so rührte sich kein Mensch, bis Erzellenz schließlich sagte: „Herr Oberst, bitte, geben Sie dem Herrn Leutnant ein Pferd!“

Das geschah. Mit Widerstreben ließ der Oberst sein zweites Pferd heranzuführen, und mit Widerstreben kam der Gaul heran: er mußte förmlich herangezogen werden, er blieb alle Augenblicke stehen und stemmte die Vorderbeine gegen den Boden. Aber das half ihm alles nichts, schließlich kam er doch dahin, wohin er sollte, aber als er nun den Gardestern erblickte, sah er den verächtlich von der Seite an: „Du willst mich reiten? Ich bin ein Kommandeurpferd, aber kein alter Gefechtsesel, auf dem jeder irbeliebige Leutnant herumturnen kann“.

Und in seiner Würde auf das Tiefste gekränkt, fing er an zu reboltieren, er bockte vorn und hinten, er keilte beinahe gleichzeitig mit allen Vieren nach allen Himmelsrichtungen aus und ließ nicht aufsitzen.

Alle machten erschrocken, daß sie zur Seite kamen, nur der Gardestern blieb ruhig stehen und betrachtete das Tier aufmerksam durch sein Monokle. „Wie alles auf der Welt wird auch der sich beruhigen, aber mir macht es Spaß, zuzusehen, wie jemand sich so vollständig unnötig aufregt!“ Doch als der Gaul von neuem auskeilte und ihn beinahe geschlagen hätte, wurde er ärgerlich.

„Schafskopf!“ rief er, „kannst Du denn nicht sehen!“ Und mit der geballten Rechten schlug er dem Schinder an den Kopf, daß diesem die Augen übergingen.

Der Herr Oberst sah und hörte mit Entsetzen, wie der Gardestern sein Pferd behandelte, und schon wollte er hinreiten und diesem Treiben Einhalt tun, aber Erzellenz hielt ihn zurück: „Bleiben Sie nur ruhig hier, Herr Oberst, mit Güte ist da nichts zu machen, das weiß ich aus Erfahrung. Im letzten Feldzug wurde mir mein Gaul zwischen den Beinen totgeschossen, und da auch die Gaudpferde alle gefallen waren, blieb mir nichts anderes übrig, als ein herrenloses französisches Pferd aufzugreifen. Das geschah denn auch und ich sah bald, daß ich keinen schlechten Tausch gemacht hatte. Der neue Schinder hatte nur einen Fehler, er ließ nicht aufsteigen, nicht ums Berreden. Das Aufsteigen war mit niederträchtigen Schwierigkeiten verbunden, das dauerte oft eine halbe Stunde und länger. Da klagte ich einmal einem befreundeten Kavalleristen mein Leid. „Wenn's weiter nichts ist“, sagte der, „die Sache ist furchtbar einfach, da weiß ich ein probates Mittel“. Ich mußte absteigen, er rief zwei Husaren seiner Schwadron zu sich heran und wollte meinen Gaul besteigen. Der aber keilte nicht schlecht aus, bald stand er auf den Hinter-, bald auf den Vorderbeinen, und die beiden Husaren, die jeder an einem Bügel hingen, hatten Mühe, das Pferd zu halten. Der Gaul wurde von Sekunde zu Sekunde verrückter, und da rief der Rittmeister seinen beiden Husaren zu: „Beißen!“ Und was glauben Sie, meine Herren, die beiden Kerls sprangen in die Höhe, schlangen ihre Arme zärtlich um den Hals des Pferdes, zogen diesen zu sich hinunter und bissen den Gaul derartig in die Ohren, daß Blut floss. Und von der Stunde an ließ der Gaul ganz ruhig aufsteigen. Vielleicht lassen Sie Ihren Wallach auch einmal in die Ohren beißen, Herr Oberst, sonst wird es, fürchte ich, doch nichts.“

Aber es wurde trotzdem etwas. Ohne die Bügel zu benutzen, volligierte der Gardestern plötzlich in den Sattel, und als er erst oben saß und den Gaul ein paarmal energisch ins Maul gerissen hatte, fügte, der sich, wenn auch knurrend und brummend, in sein Geschick und gab alle Versuche, seinen Reiter los zu werden, definitiv auf.

„Na, nun kann die Reise wohl endlich losgehen“, meinte Erzellenz, und gleich darauf marschierte das Regiment mit klingendem Spiel durch die Straßen der Stadt. Alle Fenster öffneten sich, denn daß die Truppe um diese Stunde avansierte, war etwas ganz ungewöhnliches und neuartig sahen alle den Soldaten nach. Auch Lotte und

Panchita lagen am offenen Fenster, und mit Bewunderung sahen sie den Gardestern als den Führer der ersten Kompagnie unmittelbar hinter den hohen Vorgesetzten einherreiten. Er richtete sich stolz im Sattel auf und salutierte zu dem Fenster hinauf. Und ein leises ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, als in diesem Augenblick die Musik den Marsch aus „Carmen“: „Auf in den Kampf, Terero“ intonierte.

„Ich glaube, dem Gardestern ist wirklich nichts heilig“, meinte Lotte, „nach dem Gesicht, das er eben zeigte, zu urteilen, macht er sich sogar über seinen Dienst lustig.“

„Das wohl schwerlich“, erwiderte Panchita, „denn so viel ich weiß, ist er Offizier mit Leib und Seele. Aber vielleicht reizt ihn das kriegerische Lied zum Lachen, da er doch im Gegensatz zu dem Terero ganz genau weiß, daß er aus dem unblutigen Kampf heil und unverfehrt zurückkehren wird.“

„Aber trotzdem hätte er nicht lachen dürfen“, meinte Lotte. „Schon um seinen Untergebenen nicht den Glauben an die Wichtigkeit ihres Dienstes zu rauben. Aber wo Hauptmann von Böhme nur sein mag, warum führt der seine Kompagnie nicht wie sonst? Ich habe ihn überhaupt nicht gesehen.“

„Vielleicht ist er für heute nachmittag dispensiert.“

Lotte lachte auf: „Da sieht man wieder, daß Deine militärische Bildung immer noch sehr oberflächlich ist. Wenn Seine Erzellenz hier ist — und der Herr mit den breiten roten Streifen an der Hose war eine Erzellenz —, dann wird niemand dispensiert, dann müssen sie alle mit, selbst die Leute aus der Küche und die Kammerarbeiter, das weiß ich von Weiden.“

„Hat der Dir eigentlich ein einziges Mal geschrieben?“ fragte Panchita.

Lotte konnte eine leise Verlegenheit nicht verbergen, und wider ihrem Willen klang aus ihren Worten etwas Bitterkeit, als sie jetzt sagte: „Nein, er hat noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Wie soll er auch Zeit finden, an mich zu denken, wenn er im Begriff steht, sich mit einer anderen zu verloben?“

„Eine Ansichtskarte hätte er Dir doch schicken können, so viel Zeit wird er doch wohl haben. Sehr höflich finde ich sein Schweigen gerade nicht“, schalt Panchita.

Im stillen stimmte Lotte ihr bei, sie hatte in den letzten Tagen viel an ihn gedacht, und ebenso wie ihre Eltern hatte auch sie nach einem Gruß von ihm ausgesehen; er wußte, oder er konnte es doch wenigstens wissen, welchen innigen, aufrichtigen Anteil sie alle an ihm nahmen, und so war sie ihm fast böse, daß er gar nichts von sich hören ließ. Trotzdem nahm sie ihn jetzt gegen ihre Freundin in Schutz. „Vielleicht erlaubt die Andre ihm nicht, mir zu schreiben, vielleicht ist sie eifersüchtig. So viel weiß ich, wenn ich mit Weiden verlobt oder so gut wie verlobt wäre, dann dürfte er keiner anderen jungen Dame schreiben, dann wollte ich ihn ganz für mich allein haben.“

Hatten Lottes Augen verraten, was ihr Mund verschwiegen, lag in dem Klange ihrer Stimme etwas, das Panchitas Aufmerksamkeit erweckte — genug, während Lotte sprach, sah Panchita sie mit großen Augen verrückt an, und jetzt zog sie die Freundin in das Zimmer zurück.

„So, Lotte, jetzt hilft kein Zeugnen mehr. Bis zu dieser Minute ist es Dir gelungen, mich zu täuschen, mit einmal aber sehe ich klar, was ich bisher nur vermutete: Du liebst Weiden.“

„Aber Panchita!“

In tödlichster Verlegenheit stand Lotte ihr gegenüber und senkte den Kopf zu Boden, während sie sich mit beiden Händen an ihrem Kleide zu schaffen machte.

Panchita hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und zog Lotte, die sich vergebens sträubte, zu sich heran: „So also sieht eine unglücklich Liebende aus“, versuchte sie zu scherzen; „komm, nun laß mich alles wissen. Warum hast Du mir gegenüber so lange geschwiegen, und vor allen Dingen wie lange liebst Du ihn schon?“

(Fortsetzung folgt.)

Im Regen.

Novellette von A. Würt.

So — was ein Wetter! Regen bindfadenmäßig! Und garnichts — aber auch so ganz und garnichts hatte man von seiner Erholungsreise. Und der Stud. med. Ernst Fahrenbach fluchte. Allerdings war er erst den zweiten Tag hier in dem kleinen Tyroler Nest.

Aber vielleicht wurde es doch noch. Richtig — um zehn Uhr hörte es auf zu regnen — also hinaus. Er war kaum drei Schritte von seiner Behausung entfernt, als eine Stimme hinter ihm rief:

„I hatt' schön g'beten, gnä' Herr!“

Unwillig warf er dem alten Bettler einen Fünfer zu und schritt die Dorfstraße hinunter. Ein zweiter Bettler, ein ganz junger, rüstiger Mensch, wurde hart angefahren.

„Ach was — Sie junger, kräftiger Kerl! Scheren Sie sich an die Arbeit — habe eben dem Alten dahinten was gegeben.“

„No — da dank' i Ihna a recht schön, dann ka' i ho' a niz mehr verlangen — dees war nämlich mein Vater.“

Der Studiosus erhob seinen Bergstock und der Bettler salvierte sich. Die verärgerte Stimmung des Studenten war durch diesen Zwischenfall natürlich nicht besser geworden, und das grau-in-grau über ihm war auch nicht geeignet, ihn fröhlicher zu stimmen. Im Gegenteil, der Himmel breitete sich zuletzt über die Erde wie ein grauer Sack, und misshütig statt den die Berge da, eine Kappe über ihre schneeigen Häupter gezogen. Und nicht minder reizlos, stumpf und ohne Glanz lag das Tal da, auf das er bisweilen durch die grandiosen Kullissen blickte.

Indessen — fünfhundert Meter etwa war er doch schon gestiegen, als die ersten großen Tropfen fielen. Und bald öffnete der Himmel seine Schleusen — ein regelrechter Platzregen!

„Drei Tage dauert der,“ sagt man dort im Gebirge. Ernst Fahrenbach drückte sich an die Felswand, um ein wenig Schutz zu finden — aber vergebens. Da sah er etwa zwanzig Schritte vor sich ein Loch in der Felswand. Vorsichtig, um nicht auszugleiten, bewegte er sich den schmalen Pfad entlang und sah vor sich — eine geräumige Höhle, so geräumig, daß wohl ein Duzend Leute und mehr hätten unterkommen können. Sofort trat er ein und nahm einen kräftigen Schluck aus seiner Flasche, denn ihn fror. Dann überlegte er, wie er die Zeit verbringen könnte, bis das Wetter es erlauben würde, weiterzugeben. Eben hatte er sich aber überzeugt, daß die hintere Wand zwar einige Einbuchtungen und Nischen, aber keinen Ausgang hatte, als draußen schleppende Schritte laut wurden und gleich darauf jemand in die Höhle eintrat. Fahrenbach drückte sich in eine Nische, um zu beobachten, wer es wohl sein möchte. Er richtete sich höher auf — eine junge Dame. Mit einem leisen Wehlaut ließ sie sich auf einen Block am Eingang der Höhle nieder und streckte den linken Fuß von sich. „Aha — verrenkt, verstaucht oder vertreten,“ dachte Fahrenbach. Laut aber sagte er, seinen Hut ziehend:

„Gnädiges Fräulein wollen nicht erschrecken.“

Sie blickte ihn mit ihren großen, klugen, grauen Augen fragend an und unterbrach ihn erstaunt:

„Ich mich erschrecken? Aber ich bitte Sie, weshalb denn, Herr —“

„Fahrenbach — Stud. med. Ernst Fahrenbach! Und ich bitte Sie, mir Ihren kleinen Fuß auf eine Viertelstunde anzuvertrauen — hier scheint Hilfe not zu tun.“

„Allerdings, Herr Fahrenbach,“ sagte sie in demselben unbefangenen Tone, „ich habe mir oben wahrscheinlich den Fuß vertreten. Ich bin in der Nähe ausgerückt.“

„Run — das werden wir bald haben,“ sagte er, und die letzte Spur von Rührung war völlig von ihm gewichen. Er ergriff den in hohem Schnürstiefel steckenden wunderlieblichen Fuß, schnürte den Stiefel auf und schnitt ihn dann teilweise mit ihrer Erlaubnis vom Fuße. Dieser war schon etwas geschwollen und keine Möglichkeit, den Stiefel herunterzuziehen, ohne ihn wenigstens über dem Fuß zu zerschneiden.

„Da haben wir die Bescherung,“ rief er, nachdem sie auf seine Bitte auch den Strumpf heruntergezogen hatte, „verrenkt!“

Er strich ihr mit ein paar kühnen Strichen den Fuß hinab, wobei sie einige Male leise aufschrie. Sodann zog er sein Taschentuch hervor und ein Messer, zerschchnitt das weiße Taschentuch trotz ihres Einspruchs und nähte die Streifen aneinander. Damit umwickelte er kunstgerecht ihren Fuß und kann sagen beide noch eine halbe Stunde wie gute Bekannte, bis der Regen aufhörte.

„So,“ sagte Ernst resolut, „laufen können Sie ja doch nicht — ich werde Sie also tragen.“

„Aber —“

„Es hilft hier kein aber — kommen Sie.“

Und fast gegen ihren Willen nahm er sie huckepack und dann gings los.

Sie hat für ihren Fuß keinen Arzt gebraucht. Aber wenige Jahre später nahm sie den Arzt für immer und der Arzt hieß Ernst Fahrenbach.

Frauen vom Nordpol.

Unter dem Titel „Frauenleben und -leiden am Äquator und auf dem Polareise“ veröffentlicht Professor Dr. F. v. Windel (München) eine Sammlung klinischer Vorträge (Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig), interessante Sittenbilder aus dem Leben der Neger und Kanaken einerseits und dem der Eskimos andererseits. Das Leben der Frau ist ein Kulturmaßstab und läßt die Höhe der Zivilisation der Völker bewerten. Wenn wir auch auf die medizinischen Details, hauptsächlich gynäkologischer Natur, die die Broschüre enthält, hier nicht eingehen können, bleibt doch noch viel Interessantes, das wir im nachstehenden hervorheben wollen.

Von den Bewohnern und Bewohnerinnen der Gegenden vom Nordpol den Eskimos, erzählt der Verfasser unter anderem: „Bei der Geburt eines Sohnes jubeln die Eltern, bei derjenigen einer Tochter sind sie unzufrieden. Aber die Eskimos hängen mit außergewöhnlicher Liebe an ihren Kindern und tun alles, was sie ihnen an den Augen absehen können. Sie werken auch sehr lange gestillt; drei bis vier Jahre sind nicht ungewöhnlich, Nanjen erlebte sogar zehn bis zwölf Jahre. Zuweilen versucht sogar eine Frau, die noch nicht geboren hat, ein ihr geschenktes Kind anzulegen; da erzählt Amundsen eine reizende Geschichte, wie eine solche dem Säugling reich einen Schluck Wasser in den Mund aus dem ihren einschießen läßt. Bei der Gelegenheit erfahren wir auch, daß dieselbe Eskimofrau als Lutschtbeutel dem Säugling ein einfaches Stück Speck in den Mund steckt, durch das ein langer Stecken geböhrt ist, damit jenes Stück nicht verschluckt werden kann. Jede Züchtigung der Kinder wird vermieden, deshalb sind denn auch die Kinder unter sich sehr verträglich, nie zänklich.“

Die Mutter lebt mit den Kindern stets in denselben Räumen und trägt sie draußen auf ihrem Rücken mit zur Arbeit. Bis das Kind volle zwei Jahre alt ist, wird es in diesem Sack nackt auf dem nackten Rücken der Frau getragen und Amundsen sah, wie Säuglinge beim Herausnehmen aus dem warmen Plaz mehrere Minuten lang bei einer Temperatur von bis — 50 Gr. C. plitternackt gehalten wurden, ohne daß es ihnen im geringsten schadete! Schon frühzeitig werden die Kinder an die Arbeit gewöhnt. Ein kleiner Knirps von 5–6 Jahren kann in einem Tage große Bündel Dorische vom Angeln nach Hause bringen; aber auch die Mädchen werden gleichfalls früh an ihren Beruf gewöhnt, sie lernen Nähen und müssen der Mutter im Hause zur Hand gehen.

Wenn die Eskimos sich begegnen, so begrüßen sie sich nicht nach unserer Art durch Küssen, sondern pressen die Nasen aufeinander und schnupfen sich zu. Mit den Eskimos teilen auch die Bewohner der Marquesasinseln (10 Gr. südlich vom Äquator und 14 Gr. westlicher Länge) nach Langsdorff die Sitte, daß sie bei der Begrüßung die Nasen gegeneinander drücken.

Bei den Eskimos erklärt Amundsen dieses aus den unappetitlichen Beschäftigungen, die sie mit dem Munde ausführen; so bildet er eine Eskimofrau ab, die ihrem Manne mit den Zähnen den Stiefel an der Ferse abzieht, wobei es sie gar nicht genieren soll, daß sie den Mund voll von dem Schmutz der Rasse bekommt, in die der Mann den Tag über getreten ist. Aber noch verblüffender wirkt es auf den Europäer, sagt Nanjen, wenn wir die Eskimofrauen ein Fell aus der stinkenden Urintonne, die vor ihrer Tür steht, nehmen, hineinbeißen und dann zu bearbeiten anfangen sehen. Für sie ist der Mund die dritte Hand. Daher haben die alten Weiber dort oben auch auffallend kurze abgestumpfte Vorderzähne.

Bakterien und Technik.

Der Mensch sucht sich seit altersher die Natur dienstbar zu machen. Zuerst kamen einige Säugetiere daran. Das Pferd, der Ochse, der Esel mußten ihm ihre Kräfte leihen. Später wandte man sich den unorganischen Naturkräften zu, Feuer-, Wasser- und Windkraft mußten sich ausbeuten lassen.

Und noch ist man bei weitem mit dieser Ausnutzung nicht zu Ende, da wendet sich der forschende Menscheng Geist wieder an das Tierreich, aber diesmal nicht an die großen, sondern an die fast unsichtbaren kleinen: die Bakterien.

Was er von ihnen haben will und von ihnen bekommen kann? O, recht viel und recht verschiedene Dinge: Wärme, Licht, Kraft.

Der russische Ingenieur Melnikoff hat besonders eingehend seit mehreren Jahren diese Frage studiert. Er hat die an sich bekannte Tatsache, daß bei der Vermehrung der Bakterien Wärme entwickelt wird, daß sie unter Umständen Gase entwickeln und leuchten, nach der Richtung technischer Ausnützung untersucht. Er stellte zunächst fest, daß die Fäulnisbakterien, jene kleine Lebewesen, die eine Zersetzung und Umwandlung organischer Stoffe bewirken, bei genügender Nahrung sich in einer Stunde verdoppelt, in zwei Stunden vervierfachen und in 24 Stunden auf die 16millionenfache Zahl anwachsen. Nach den Berechnungen des Bakteriologen Cohn würde bei der Annahme genügenden Nährstoffes aus einem einzigen Fäulnisbazillus bereits in $4\frac{1}{2}$ Tagen eine solche Menge hervorgehen, daß man sämtliche Meere und Ozeane damit anfüllen könnte. Das ist natürlich Phantasie, denn der genügende Nährboden ist eben in solchem Umfang nirgend vorhanden, die Vermehrung findet im Nahrungsmangel der kleinen Lebewesen ihre natürliche Grenze.

Könnte so die unbeschränkte Vermehrung der Bakterien zu einer furchtbaren Gefahr werden, so ist auf der anderen Seite eine beschränkte und von Menschen verständlich geleitete und überwachte Vermehrung oft von Nutzen, ja mitunter geradezu unentbehrlich. Bei der Herstellung des Brodes, des Bieres, des Weines spielt bekanntlich der Gährungsprozeß eine große Rolle und das ist im Grunde weiter nichts, als die bewußte oder unbewußte Heranziehung von kleinen Lebewesen zur Umwandlung organischer Substanzen in andere, um eine erhöhte Genießbarkeit oder Schmachhaftigkeit zu erzielen.

Auch Melnikoff knüpfte seine Versuche an die bekannten Gährungserscheinungen an. Die starke Wärme- und Gasentwicklung der Bierhefe, die man in jeder Brauerei beobachten kann, gab ihm die Anregung zu seinen Versuchen. Nahm er zum Beispiel 180 Teile Glykose (Traubenzucker) und setzte Hefe zu, so entstanden 92 Teile Spiritus und 88 Teile Kohlenensäure, dem Gewicht nach aus 16 kg. Glykose, etwa 8 kg. Spiritus und 8 kg. oder etwa 4 cbm. Kohlenensäure. Würde die Glykose in eine Flasche oder ein anderes Gefäß eingesperrt, so entwickelte sich ein gewisser Gasdruck im Innern, ähnlich wie wir ihn von stark kohlenensäurehaltigen Flüssigkeiten: Selterwasser, Schaumwein, kennen und zwar stieg der Gasdruck bei Verstärkung der Gährung durch Hinzufügen von Meißer und Holzabfällen mitunter auf 3 Atmosphären. Die Anwendung lag auf der Hand: Melnikoff leitete das gespannte Gas zu einer kleinen Dampfmaschine und ließ es hier die Stelle des gespannten Wasserdampfes vertreten und das Raschschinden treiben. Ein kleines Dampfmaschchen konnte auf diese Weise von etwa 5 Kilogramm zuderhaltiger Lösung unter Hinzufügung von Hefe etwa 12 Stunden in dauerndem Betrieb gehalten werden. Unmittelbar wurde also durch unter Druck stehende Kohlenensäure mechanische Arbeit erhalten, mittelbar war die Umwandlungstätigkeit der Bakterien die Ursache.

Die Bakterien erzeugen jedoch nicht bloß Kohlenensäure, der Gährungsprozeß ist auch mit starker Wärmeentwicklung verbunden. Stellt man also z. B. das Gefäß, in dem sich die Gährung vollzieht in einen größeren Kessel, der mit leicht siedenden Flüssigkeiten, z. B. Schwefelkohlenstoff gefüllt ist, der bei etwa 48 Grad siedet, so werden mittelbar Schwefelkohlenstoffdämpfe erzeugt, die unter Anwendung gewisser Vorsichtsmaßnahmen verwandt werden können wie gewöhnlicher Wasserdampf, nur mit dem Unterschied, daß schon die verhältnismäßig niedrigere Wärme der gährenden Flüssigkeit eine starke Dampfentwicklung und einen hohen Druck zu erzeugen imstande ist.

Andere Fäulnisbakterien, wie sie zum Beispiel in den ländlichen Düngerhaufen tätig sind, um hier Umwandlungsprozesse durchzuführen, erzeugen bei dieser Gelegenheit neben Wärme auch noch andere Gase, namentlich Sumpfgas und Wasserstoff. Ueberdeckt man also einen Misthaufen mit einer großen dichten Kiste so sammelt sich unter dieser das Gas an, leitet man es durch eine Röhre ins Freie, so zeigt sich, daß das entwickelte Gas brennt. Man kann also unter Umständen einen Misthaufen zur Beleuchtung verwenden. Aber noch mehr. Bei Beobachtung einiger Vorsichtsmaßnahmen, vor allem einer Reinigung des Gases, und Anreicherung in einem Karburator mit geringen Mengen Benzindämpfen, gelingt es, für einen Gasmotorbetrieb geeignetes Gas zu erhalten.

Es eröffnet sich somit die Perspektive, daß der Landwirt aus seinem Misthaufen nicht bloß Dünger, sondern in Zukunft auch Licht und Kraft für seinen Betrieb beziehen kann. Allerdings muß dabei betont werden, daß die Melnikoff'schen Untersuchungen bisher nur Laboratoriumsversuche gewesen sind, und daß es noch weiterer Arbeit bedürfen wird, um aus den interessanten Experimenten für die Praxis brauchbare Ergebnisse zu erhalten. Die wichtigsten Angaben über die Größe der zu gewinnenden Kraft und die Menge der erzeugten Gase fehlen noch. Erst wenn hierüber verlässliche Zahlen vorliegen wird man beurteilen können, ob der von Melnikoff betretene Weg zu einem wirtschaftlichen Fortschritt führt und ob ihm für die Praxis Bedeutung zukommt. S. Hartmann.

Neue Bücher und Blätter.

Wenn wir reisen.

Die bekannten vollstündlichen Reiseführer Griegens (Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W.) haben durch einige neue Bändchen eine interessante Bereicherung erfahren. So wird die Kaiserstadt am Donaustrande, die so viel des Interessanten und Sehenswerten in sich birgt und in deren Hauptstraßen liebliche Bepflanzung oder mit Neben bespangene Hügel hineinblicken, in einem Führer durch „Wien und Umgebung“ ausführlich behandelt. Das Büchlein enthält alles, was für den Reisenden wissenswert oder interessant ist; es macht ihn aufmerksam auf abweichende Sitten oder Gebräuche und auf bestehende Einrichtungen, zeigt ihm alle Sehenswürdigkeiten und gibt viele wertvolle Notizen und praktische, auf Erfahrung und eingehender Kenntnis der Verhältnisse beruhende Ratsschlüsse.

Ebenso kann als ein vorzüglicher Führer durch „Baden und Umgebung“ Griegens Reiseführer, dessen 6. neu bearbeitete Auflage soeben fertig gestellt ist, bestens empfohlen werden. Eingehend berücksichtigt sind hier auch die dem Kurzgebrauch dienenden Einrichtungen, die Thermen, Trinkkur, Bäder, Ärzte etc., und ein geschichtlicher Abriss, sowie ein erläuternder Rundgang durch die Stadt wird manchem willkommen sein.

An weiteren Führern bringt der rührige Verlag auf dem Markt: „Venedig und Umgebung“ und „Prag und Umgebung“. Sowohl die „Königin der Adria“, als auch die malerische hunderttürmige Moldanstadt erfahren eingehende Würdigung.

Am Schachbrett.

Auflösung zu Nr. 195.

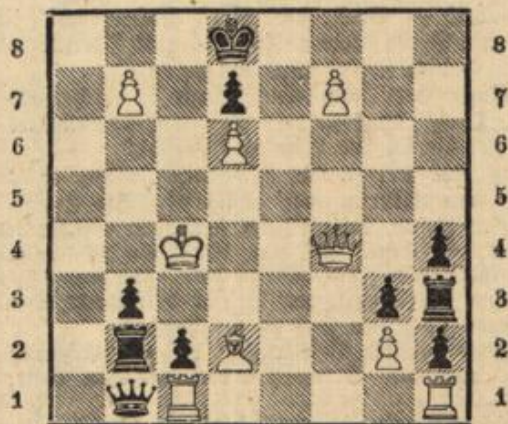
1. f3×e4 d5×e4
2. d4×e5 matt

Wichtige Lösung schickten ein: Albert Müller, Wiesbaden. Fred. Cordella, Wiesbaden. Emilie Madler, Wiesbaden. Arth. Belbert, Wiesbaden. Lehrer M., Wiesbaden. Th. Grüller, Wiesbaden. C. Fraund, Bierstadt. Chr. Birk, Schierstein. Alfred Maurer, Biebrich. Fritz Meuser, Biebrich.

Schachaufgabe

Selbstmatt in 3 Zügen von F. Reimann, Königsberg.

a b c d e f g h



a b c d e f g h

Weiß

Weiß zieht an und wird mit dem 3. Zuge mattgesetzt.

(9+10)

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeiger
Konrad Leybold in Wiesbaden.